

Erinnerungen eines Malersohns Johannes Schüller

Wenn es Bilder, nicht Wörter sind, die erinnern – dann ist mein Bild das Abrisshaus. Anfang der 1990er Jahre, fünf bis sieben Jahre alt, konnte ich ihnen nicht entkommen. Heute vermisse ich sie mitunter. Wir, das heißt meine Eltern, meine Schwester und ich, lebten in so einem Gebäude. Seine unverputzten Wände schloss der Kohlenkeller ab, im Dachboden war es „Hu“. Dunkel und schwarz stand er dort, oft versteckt, vollkommen starr, aber selten vergessen. „Hu“ - das war etwas ungreifbares Schwarzes und Grünes, etwas stets Präsentens, etwas was sich den Wörtern entzieht und das nicht einmal mosaiksteinartige Bildern detektivisch zusammensetzen konnten. Vom Klang kam es nie über die Interjektion hinaus. Und doch glaube ich rückblickend, prägte dieser „Hu“ nicht unwesentlich mein Bild der Kunst. Über „Hu“ lernte ich auch die Laterne, die mir ja nur über den Beruf meines Vaters und unregelmäßige Besuche und Gespräche gegenwärtig war, kennen. „Hu“ - das war eine Form der Distanz, wohl des Ungewollten, willkürlich Hervorbrechenden. Es „Urgewalt“ zu nennen, hieße übertreiben, denn er existierte ja eigentlich nur dort oben, auf dem Dachboden. Ich fürchtete mich nur, er käme einmal die breiten steinernen Treppen hinunter und nehme mich mit ins Bild. Da sollte ich wohl gerade Kohlen im Keller holen. Plötzlich war „Hu“ wieder da. Und es erscheint heute fast ungewöhnlich zu sagen, dass diese Angst zwischen dem Wissen um „Hu“ und seiner vermuteten Existenz sanft pendelte.

Auf dem Weg zur Schule, meist gegen sieben früh, spottete ich dann gewöhnlich über ihn. Jetzt stand er einsam und verlassen dort oben. Seine Macht schwand, er konnte mich ja nicht mehr erschrecken. Und wenn ich dann, so gegen zwei, zum Mittagessen heimkehrte, zitterte alles an mir, denn dort oben wartete er ja. Ich glaubte ihn schon auf den morschen Holzdielen gehen zu hören, als hätte er die Uhr gestellt, als wüsste er, wer da die Tür öffnet. Und dabei war „Hu“ selbst nur ein Bild! Ein Bild, das mein Vater wohl Ende der 1980er Jahre gemalt hatte. Seine Größe beeindruckte mich und wenn ich nur die Rückwand, konnte ich nur etwas ungreifbar Furchterregendes vermuten. Manchmal traute ich mich heran, schob am schwarzen Rahmen entlang meine Nase und blickte bereits die ersten Tupfer tiefes Grün. Beruhigt wagte ich mich weiter vor. Noch ein Blick, die nächste Farbe – Schwarz. Es folgten Weiß, etwas Gelb und in der Mitte Rot, andeutungsweise. Da stand er nun vor mir und ich rannte nach unten. Es gab Abendbrot. Unten, zwischen Kohlenkeller und „Hu“, da war unsere Wohnung. Auf dem Dachboden standen viele Bilder meines Vaters, die anderen befanden sich im Atelier in der Dresdner Straße.

In der Dresdner Straße erlebte ich auch den Alltag und die Ausstellungen der Laterne mit. Damals war es nur aus der Froschperspektive und eher gelangweilt. Gelegentlich beobachtete ich die Hasen im Eingangsbereich. Anfang 2006 nahm ich irgendwo anders an der Vernissage eines Freunds teil und mir blieben vor allem klirrende Sektgläser in Erinnerung, zumeist einsam oder bewacht auf kleinen runden Plastiktischen stehend. In der Mitte dieser Tische deutete dann schon eine Kunstrose einen natürlichen Verfall an, um sie trieb man Smalltalk. Jedenfalls scheiterte mein künstlerisches Urteilsvermögen, dass man von mir als Sohn eines Malers doch so oft erwartete, wieder. Eher fähig, die Szenerie darum als das Ausgestellte zu beurteilen, widmete ich mich meinem Glas. Überhaupt glich diese Vernissage, der Begriff verspricht freilich mehr als Ausstellungseröffnung, eher einem ins Unendliche gesteigerten spontanen Treffen auf der Straße. Die Ausstellungsobjekte verhalten lediglich zur Illustration. Und wenn dann mal einer auf das Bild zeigte, näheres wissen wollte, klang das immer wie ein höfliches: „Sag mal, kannst Du mir den Busfahrplan hier erklären?“ oder ein „Sag mal, kannst Du mir mal bitte eine Zigarette geben.“ Mit so etwas wird man ja gelegentlich kommunikativ. Dann fielen mir die ersten, selbst miterlebten Ausstellungseröffnungen der Galerie Laterne ein. Soweit ich mich erinnern kann, gab es meistens Einsiedler oder Radeberger-Bier und Rotwein. Vereinzelt auch Sekt, doch bildete er die Ausnahme. Die Gespräche dort waren ganz anderer Natur, familiärer oder auch kollegialer. Jedenfalls erforschte ich mit meinen wohl sieben Jahren damals die Ecken des Hauses in der Dresdner Straße. Auch dies war ein Abrisshaus und im

Hinterhof wucherte Gras, das ich im Sommer für die Hasen in der Galerie oder die Meerschweinchen zu Hause pflückte. Meist war mir auch das unangenehm, denn direkt hinter dieser Wiese lag ein weiteres Haus. Es stand inselartig inmitten des Innenhofs isoliert. So etwas ungewöhnliches hatte ich noch nie gesehen, es brachte meine frühkindlichen Vorstellungen von Stadtarchitektur durcheinander. Circa elf Jahre später löste sich das Rätsel, als ich dergleichen zuhauf in Heinrich-Zille-Zeichnungen sah.

Jeder Meter, dem ich mich diesem Innenhof zu nähern wagte, glich einem inneren Spektakel. Freilich kam ich irgendwann nicht daran vorbei, den das Gras für die Hasen wucherte bald nur noch dort. Ich glaube, mein Vater fütterte sie dann, irgendwann fehlten die Nagetiere jedoch in der Dresdner Straße. Nun blieb es mir nur noch übrig, während des langweiligen Teils der Ausstellungseröffnung die geheimen Winkel der Galerie zu erforschen. Als Kind erlebte ich nun die Kunst aus einer ganz anderen Perspektive, als es der Erwachsene tun würde. Und so wären heute auch meine Prämissen ganz andere, wenn ich einmal zu einer Ausstellungseröffnung gehen würde. Aber schon damals zog ich es vor, die Bilder im Stillen und Leisen zu entdecken, ohne Beobachter, nur der Raum, das Bild und ich. Und so wurde mein Eindruck von der Malerei, der Kunst überhaupt, durch Stille und Leere geprägt. Manchmal sah ich diese Räume nur mit der Tapete, einem kleinen Stuhl und Kachelofen. Jedesmal war es beeindruckend wenn diese Leere gleichsam aus dem Nichts gefüllt wurde. Kunst, das war so beinahe etwas Magisches. Ich sollte die Bilder nicht berühren, nur betrachten. Kunst blieb mir so als etwas Distanz-forderndes in Erinnerung, etwas Unberührbares, das aus dem Nichts die Leere füllte. Als Kind kannte man freilich nicht die Perspektive des Künstlers, der viele Stunden Arbeit in seine Plastik oder sein Bild investiert hatte. Und so war es mir damals nur aus Erzählungen möglich, den Umfang dieses, hinter dem Werk liegenden Prozesses zu erahnen. Sobald man aber selbst geschaffen oder auch nur anderen länger beim Schaffen dieses Bildes, beim Zweifeln, Umwerfen, Neumalen und wieder Zweifeln zugeschaut hatte – Texten und ihren Autoren geht es auch nicht anders – neigt man immer zu jenem süffisanten Lächeln gegenüber dem bekannten Satz: „Das kann ich auch.“

Lebhaft erinnere ich mich noch an die Pleinairs im Wilischthal bei Zschopau. Meine besondere Freude galt den zwei Hunden – Felix, den Namen des anderen Hundes habe ich vergessen. Und während mein Vater und seine Kollegen an ihren mal gewagten, mal wohlüberlegten Konstruktionen bastelten, warf ich dem Schäferhund Felix Stöcke zu und streichelte ihn. Es bleibt erstaunlich, wie wenig Wörter doch hängen bleiben und wie stark die Macht des Bildes ist. Ich könnte heute noch beschreiben, wo genau der Bach lag, wie es aus dem Tal zu den Häusern und zur Bushaltestelle hinaufging und wo der Wanderweg begann. Vermutlich könnte ich auch die große Windmühle, die mein Vater damals gebastelt hatte, mir mit ihren Farben in Erinnerung rufen. Aber mir fiel kein einziger Name, keine Straße, nichts Wörtliches ein.

Lebhaft sind mir auch noch die leckeren Knoblauch- und Butterbrote in Erinnerung, die es zumeist abends am Lagerfeuer gab. Irgendwann spielte auch noch jemand auf der Gitarre und wir übernachteten in Zelten. Nicht weit entfernt waren ein paar Ziegen, die sich jedoch nicht als sehr zutraulich erwiesen und während der ganzen Freiluftmalerei es eher vorzugen, auf der Wiese Gras zu fressen und ihre Ruhe zu haben. Gelegentlich fütterten wir Kinder sie über den Zaun. Das registrierten die Tiere aber irgendwann eher nur herablassend. Umso größer war dann meine Trauer, als wir das Wilischthal verlassen mussten. Zu Hause warteten schon „Hu“ und die Schule. Zum Dachboden ging ich dann nur noch selten. Aber ich wusste: dort oben ist die Kunst. Sie war nicht in den mittleren Etagen zu finden, sondern im Abseitigen bis Verwegenen. Ihr näherzukommen, hieß Mut beweisen.